

Kaleidoskop

Autor(en): **Curchod, Fred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **16 (1940-1941)**

Heft 31

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-712484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mensch noch ein Tier hinauf. Die Dörfer, die auf den Hängen dieser Berge angelegt sind, sorgen schon im Sommer für ihre Vorräte, weil sie wissen, daß — sobald der Schnee zu fallen beginnt — die Wege und Saumpfade ungangbar werden und jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten ist. Sie durfte aber nicht für die Division abgeschnitten sein, die aus Bewohnern der Ebene bestand. — Eines Tages, als der Schnee eine Höhe von 1½ m erreichte, war der Divisionär im Zweifel. Würde er den Aufstieg fortsetzen können, mit Soldaten, die zum ersten Male bis zum Hals die Umklammerung der weißen Braut spürten? Unruhig sondierte er seine Leute. Er sagte ihnen die Wahrheit. Je weiter sie hinaufkamen, desto schärfer würde die Kälte sein, um so dicker die Schneeschicht. — «Was sollen wir machen, Kinder?» — Es bestand keine andere Meinung als: «Steigen wir hinauf!» Und sie stiegen hinauf. Ihre Tiere versagten den Dienst. Die einen bockten, die andern legten sich nieder, unfähig weiterzugehen. Und auch der Stab der Division war gezwungen, 48 Stunden zu marschieren, bis er zur Stelle der Biwaks gelangte.

«Wenigstens ohne Last hinaufsteigen!» ... Aber, außer ihren Tornistern, wurden auch Granaten und auch die Kanonen und die Lebensmittel auf die Schultern der Soldaten geladen. Nicht ein «Gott, bin ich müd» wurde gehört. Mit wunden Füßen, ungeschürten Stiefeln, die um die Sohle herumgebunden waren, um die kranken Zehen nicht zu reizen, mit einem Blechbehälter (teneke) auf den Schultern, stieg mitten durch den Schnee ein einzelner Soldat herauf. Sein Anblick war der eines Menschen, der die ganzen Reserven seiner Kräfte bereits verbraucht hatte. Der Oberst sah ihn und wollte ihm Hilfe bringen: «Es genügt schon bis hierher, jetzt soll ein anderer die 'Teneke' nehmen.» «Nein», weigerte sich der Infanterist. Er hatte den Ehrgeiz, selbst bis zum Gipfel des Berges hinaufzusteigen und eigenhändig seine Ladung «Halva» (Süßstoffmasse aus Sesamöl, Traubenzucker, Mandeln und Honig) zu übergeben, mit welcher sich seine Kameraden das Leben versüßen und gleichzeitig sich sättigen sollten.

Erwartete sie endlich oben ein Bett, ein Feuer, Wärme, Erholung? Nur Zeltblätter beschirmten sie und sie waren zufrieden, wenn sie oben im Schnee, einer gegen den andern gedrängt, sich in ihre Mäntel und Decken wickeln konnten. Und manchmal fehlte ihnen

auch dieser Luxus. Der Schneesturm trug ihnen das Zeltblatt fort und ließ sie die ganze Nacht ungeschützt. Oder der Schnee fiel die ganze Nacht und in der Früh wachten sie auf, eingegraben in einer dicken Schicht eisigen Schnees. — Aber die große Qual war die Verpflegung. Man rückte vor in der Gewißheit, daß keine Möglichkeit bestand, daß ihnen Lebensmittel nachkommen könnten. Das «Teneke mit Halva» löste das Problem nicht, wo Autoladungen nötig gewesen wären, lediglich für den Transport des Kommisbrottes. Oft fehlte ihnen auch dieses. Es gab ganze Tage, wo die einzige Nahrung und das einzige Getränk der geschmolzene Schnee waren. Auch da gab es keine Beschwerden. An wen sollten sie sich auch richten, da die Verantwortung niemandem traf. Niemand außer den Feind. Gegen diesen ließen sie ihren Zorn aus.

Sie rückten vor — setzte der Divisionär seine Schilderung fort — noch mit einer andern Gewißheit: daß der Rücktransport nicht leicht sein würde, im Falle einer Verletzung. Zehn bis zwölf Stunden waren notwendig, um von dort oben zur nächsten Ambulanz zu kommen. Und auch das unter der Voraussetzung, daß sich Samariter finden würden, die sie auf die Schultern nehmen und nach rückwärts transportieren würden. Dieser Gedanke allein hatte schon genügt, um jeden Enthusiasmus einfrieren zu lassen. Aber er fror ihnen nicht ein. Wenn sie verletzt waren, verlangten sie nicht nach hinten transportiert zu werden. Ihre Bitte war, in die Zelte geführt zu werden und daß man es ihnen von dort gestattete, den Gang der Offensive zu beobachten. Unverwundbare Gemüter in verletzten Körpern, blutend, mit Schmerzen, hungrig, konzentrierten sie alle ihre Kräfte, um sich auf den Ellbogen aufzurichten und mit «Aera»-Rufen ihre Kameraden anzufeuern, die noch das Glück hatten, weiter gegen den Feind kämpfen zu können. —

Das sind nicht Erfindungen der Phantasie eines Kriegsberichterstatters. Das sind die Seiten des Tagebuchs eines kaltblütigen, verständigen Offiziers.

Zwei Zeilen noch, um die Reihe seiner Eindrücke über die 27tägige Tätigkeit seiner Division zu ergänzen. Zwei Zeilen, einfach, trocken, lakonisch: «Die griechische Seele zeigte sich hochwertiger, als wir es je gedacht hatten.»

KALEIDOSKOP VON FRED CURCHOD

«Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer», sagte Claudius. — Wieder stecken wir tief im Kriegswinter. Einmal leuchten Sonnenstrahlen der Hoffnung vom blauen Himmel; dann wieder zieht der Himmel seine grauesten Soffitten auf, und dichte Nebelschwaden ziehen durch die Täler. Oder wie vor alters schüttelt Frau Holle ihre Laken aus: es schneit in dichten Flocken. Ein neues reines Tuch breitet sich über die bereits gefallenene Schneemassen. Vor Tagen stapften die Menschen über verharschte Straßen, heute gehen sie wieder auf leisen Sohlen. Eine fast atemlose Stille liegt über unserm Kantonementort. Sie scheint sich von weiten Gefilden und einsamen Gehöften gelöst zu haben, um uns nach dem Tagespensum um so fester in ihren Bann zu ziehen. Der zweite Kriegswinter — wieder sind wir fort von daheim — wieder sind es die Gedanken, die gleich schimmernden Fäden das Netz der tiefen Verbundenheit hin- und herüberspinnen.

Sie wohnen so leicht beieinander, die Gedanken. Sie bringen Sorge, Freud und Leid. Manchmal drücken sie schwer, manchmal sind sie leicht und unbeschwert, und manchmal bringen sie goldenen Humor. Ein jeder von ihnen ist ein Universum für sich, und ihre ganze Fülle ist das Kaleidoskop des Lebens, das in unzähligen Spiegelbildern im Strom der Tage versinkt.

Wir — zwei Gruppen und ich — sind von der Einheit zur Stabswache übergetreten. Die Trennung von unsern Kameraden kam plötzlich, wie jeder militärische Befehl. Wir tauchten unter in einer Sphäre neuer Gesichter und Charaktere. Und doch kennen wir uns schon wie alte Bekannte. Das feldgraue Tuch mag bekleiden wen es will, es bekleidet einfach eine Seele. Flucher, Denker und Schaffer finden sich im Triumvirat zusammen. Gewehr bei Fuß harren sie der Dinge. In ihrem Tun und Lassen steckt der gleiche Kern: die Vaterlandsliebe und der Wille zur Freiheit!

Im Wachtlökal herrscht eine wohlige Wärme. Wir verdunkeln, denn draußen sinkt die Nacht hernieder. Während ich die Wachtablösungen studiere, spielt das Radio leichte Musik. Mendelssohn, Dalcroze und Claude Debussy sind die Schöpfer. Der Ton macht die Musik; schön, lebensfreudig tönt sie durch das von Gewehren starrende Wachtlökal, in meine Seele hinein. Die Meister der Töne fesseln mich und — mit einem Male, das Kartensystem der Wachtablösung. Es geht und verschiebt sich methodisch mit Stunde, Tag und Nacht. Und dieses System — es war kein Zufall — brachte drei Männer, die mich interessierten, zur selben Stunde auf die entlegensten Posten. Sonderbar, da stehen die Namen von Enzler, dem Flucher —

Weber, dem Denker, und Senn, dem Schaffer. Den Geschlechtsnamen tragen sie seit der Stunde ihrer Geburt. Der Zuname nun, der stammt von mir; denn ich bin es gewohnt, die Leute in eine persönliche und nur für mich bestimmte Kartei einzureihen. Und diese drei verkörpern den Typ der immer wiederkehrenden Soldatenseele. Ich habe sie alle drei liebgewonnen. Sie sind da und dort und überall.

«Enzler, Weber und Senn», denke ich. Und plötzlich sehne ich mich weg von der behaglichen Wärme, hinaus in das Schneegestöber der Nacht. Ich will das Trio aufsuchen, vielleicht ein Wort mit ihnen wechseln. Ich werfe den Kaputt über, schnalle den Gurt fest und setze den Helm auf; ich gehe.

Eine seltsame Ruhe liegt über dem Dorf der Innerschweiz. Die Häuser, Hotels und Restaurants reihen sich in bunter Folge. Die vielen Giebel blicken nach allen Himmelsrichtungen. Das Schneegestöber weht kreuz und quer durch die Straßen. Lichtlos blicken die Laden- und Geschäftsreklamen mich an. Da und dort läßt sich eine sonore Männerstimme hören. Das silberhelle Lachen eines Mädchens dringt melodios an mein Ohr. Wenn ich mich nicht täusche, ist das schlanke Wesen der zarten Schneeballkanonade eines Korporals entgangen. Ob sie auch dem Feuerball seines Herzens entrinnt?

Das herzliche Lachen lenkt mich ab, heimzu. — «Genau wie meine liebe, kleine Frau!» — Glückliche Gedanken erfüllen mich, trotz der Kilometerzahl, die uns trennt.

Dann taucht das einsam gelegene Schützenhaus aus den Umrisen der hügeligen Landschaft auf. Enzler lehnt an der dem Winde abgekehrten Seite. Er hält die Hände bis zu den Ellbogen im Kaputt vergraben. Der Karabiner steht nutzlos an der nächsten Ecke. Es ist mir klar, daß der Mann in ganz befehlswidriger Art die Pflichten der Wache übergeht. — Rapport? — Nein!

Ich schleiche mich an und lasse den Karabiner um die Ecke verschwinden. Dann tauche ich, wie aus dem Boden getreten, vor Enzler auf.

«Wo haben Sie Ihren Karabiner, Enzler?» frage ich nebenher.

«Wo der ist. — nun, hol's der Teufel, Wachtmeister, wir sind doch keine Kinder mehr. Sie haben ihn einfach geschnappt. — Kunststück, einen so anzuschleichen. Rapportieren Sie meinewegen was Sie wollen, das kümmert mich einen Dreck! Aber eines sei gesagt: Ich habe keine Lust, mir hier die Klauen abzufrieren!»

Sein Lamento bestärkt der so Ueberraschte, wie es sich nach seiner Meinung gehörte, mit einer Serie wohlgenährter Flüche.

Ich erachte eine Strafrede für überflüssig.

«Da haben Sie ganz recht, Enzler», sage ich launig und absolut nicht entrüstet. «Tragen Sie Sorge zu Ihren Klauen, das ist auch meine Meinung. Wir brauchen doch kerngesunde Menschen als Reserve! Schmale Asketen wie Weber tun ihre Pflichten schon. Das genügt! — Da haben Sie meine Handschuhe, die sind wärmer als die Ihren. Und da, mein Kopfwärmer! Vermutlich haben Sie den ihren aus Trotz vergessen, das kann schließlich passieren. — Nanu, so nehmen Sie's für

den Rest der zwei Stunden. Ich bin gleich wieder im Wachlokal und brauche beides nicht — da!»

Enzler starrt mich an. «Und der Rapport?» fragte er verdutzt.

«Ah-bah, wir sind Männer. Der bleibt ungeschrieben. — Aber denken Sie an den schwächlichen Weber!»

Eine wilde Bise fegt übers Dach des von Munition strotzenden Schützenhauses. Eisige Schneeschleier schlagen um unsere Gesichter. Enzlers Augen glühen vor Beschämung. Aber er tobt und flucht nicht. Schweigend nimmt er Handschuhe und Kopfwärmer, stülpt sie über und greift nach dem Karabiner.

Ich wünsche gute Nacht und stapfe weiter, dem tiefverschneiten Berghang zu. Ich brauche mich nicht mehr umzuwenden; ich weiß Enzler für die härteste Pflicht gewonnen. Und das freut mich mehr als ein mit Arrest quittierter Rapport.

Weber steht auf Posten wie immer. Aber kaum erkennt er mich, fidelet er mit seiner dünnen Stimme:

«Aha, die Herren trauen schlecht. Aber wissen Sie, mich erwischen Sie nicht, mein Lieber. Das verdammte Pflichtgefühl bringt mich noch um. Aber einstweilen lebe ich noch, dei gratia!»

«Weberlein», mache ich, «es mag einer ratzekahl geschoren sein oder seinen Balg tragen, eine gesunde Opposition brauchen wir. Das macht uns stark. Nur weiter im Text, so halten wir durch! In einer halben Stunde taumelst du ja schon Morpheus in die Arme — schlaf wohl!»

Und endlich gelange ich durch das finstere Wolfstobel zum Posten, wo Senn die Wache hält. Er ist ein Schweizer in der Nacht. Still trägt er Mühe und Last. Er trägt die Vaterlandsliebe so groß in sich wie die Sehnsucht nach seinem Zuhause. Unsere Sprache ist sozusagen stumm. Einmal erkundigte ich mich, ob er Kinder habe. — Drei seien es. — Ich glaube, Senn ahnte, daß ich diese Erkundigung für den Wachtmeister brauchte, der die Urlaube bestimmt.

Weiß wie ein Schneemann finde ich mich in meine Klausur zurück. Es rückt bald gegen Mitternacht. Nichtsdestoweniger sitzen ein paar Uermüdliche im Mannschaftsraum und diskutieren über die Rationierung.

«Achtung, unser Wackermeister!» meldet sich Füsilierruderer mit einem unbedeutenden Einwurf.

«Bruderer», flammt es mir durch den Kopf, «den hast du vergessen, in deine Kartei einzureihen. Auch der lebt noch, der größte Humorist unter allen. Ein goldener Kerl! Ohne ihn wäre der Dienst undenkbar!»

«Jawohl», mache ich so beiläufig. Und weil gerade von der Rationierung die Rede ist und mir nichts Gescheiteres einfällt, sage ich noch: «Soeben komme ich von der Hasenjagd.»

«So, so», meinte Bruderer. — «Hm, es ging schon mancher auf die Hasenjagd und kehrte mit einem Tiger heim!»

Ein schallendes Gelächter erdröhnt. Es reißt mich mit in seinen Strudel. Und als ich endlich mutterseelenallein bin, alles rund herum seine Aeste sägt und gleichsam zur großen Nachtmusik aufspielt, da bin ich glücklich, trotz den Sorgen und dem leisen Heimweh:

Soldaten, Gedanken, Menschen — ein Kaleidoskop!

Soldaten schmieden Verse und zeichnen

Kohleneratz

Im Urlaub wird immer am ersten Abend die eingegangene Post sortiert. Da ich in einer städtischen Wohnung hause, hat mir die Verwaltung eine ganze Anzahl Verordnungen zugeschickt, eidgenössische, kantonale, städtische, kategorisch fordernde, sanft ermahnende, leicht vorwurfsvolle und mütterlich tröstende, alle über das eine Thema: «Das Heizen.»

Nachdem ich eine halbe Stunde lang in dem Paragraphenwust gewühlt habe, geht mir die Geduld aus und ein feldgraues Kosewort entschlüpft mir, das nicht eben eine Schmeichelei für die verordnungstollen Bürokraten involviert.

Da sagt meine Frau: «Gang zerst emal in Chäller abe und lueg das Hämpfeli Chole a, wo mer übercho händ. Denn bisch no froh über de Huufe guets Papier wo me dir schickt, das git e paar Stund warm.»

Unter diesem Standpunkt habe ich die obrigkeitliche Papierproduktion dann auch verstanden und sogar begrüßt. Man sollte es immer so machen, statt sich zu ärgern. AbisZ.



Endlich
wieder
daheim!

Emmely,
nideso stür-
misch, suscht
muesi ine
M. S. A.